



Maren Kopper

*You shall not wish to kill
your fellow pilgrims!*

Was mich sechs Wochen auf dem Jakobsweg gelehrt haben

REIHE WUNDERFITZ | Ediert von Klaus Isele

Über dieses Buch

Das Leben des Pilgers auf dem Jakobsweg besteht darin, den Rucksack ein- und auszupacken. Tag für Tag. Dieser Teil der Wahrheit stellt sich schon auf den ersten 100 Kilometern ein. Der spirituelle Teil einer Pilgerreise auf dem Jakobsweg zeigt sich erst später: beispielsweise darin, dass das geographische Ziel, Santiago de Compostela, gar nicht so wichtig ist. Zumindest nicht für Maren Kopper, die sich von der Schwäbischen Alb aus 2014 für sechs Wochen auf den Weg gemacht hat. Viel essentieller war für sie, welche Gefährtinnen sie unterwegs getroffen hat und welche Erfahrungen sie mit ihnen machen durfte. Den *einen* Camino de Santiago gibt es nicht – es gibt viele. Jeder Pilger geht auf der vorgezeichneten Strecke seinen eigenen, individuellen Weg.

Der Camino eröffnet dem Pilgernden die Möglichkeit für tiefsinnige, ehrliche Gespräche; aber auch für Heiterkeit und bewegende landschaftliche Eindrücke. Er bietet unterwegs genügend Zeit, um über sich und andere nachzudenken: Wohin soll mich mein Leben führen?

Der Camino ist kein Zwang, Wettstreit und keine Pflicht. Er hält viele Chancen bereit, um tief in sich hineinzuhören: ungeschminkt, offen, neugierig. Er ist kein Allheilmittel für sämtliche Probleme, aber er kann, wie bei der Autorin dieses Buches, zu der Erkenntnis führen, dass das Wesentliche im Leben nicht unbedingt bunt oder bombastisch sein muss. Und dass es wichtig ist, Ballast abzulegen, bevor er einen erschlägt.

Der Camino kann dem Pilgernden auf seiner Wanderschaft immer wieder ein überwältigendes, tiefgreifendes Gefühl schenken: das alles besänftigende Gefühl von Freiheit.

ÜBER DIE AUTORIN

Maren Kopper wohnt am Fuß der Schwäbischen Alb und verbringt möglichst viel Zeit in der Natur. Nach ihrem abgeschlossenen Hochschulstudium der Ethnologie und Religionswissenschaft bot sich ihr endlich die Möglichkeit, einen alten Traum zu verwirklichen: Ihre Reise auf dem Jakobsweg legte den Grundstein für die neue Begeisterung, zu Fuß durch andere Länder zu reisen. Derzeit denkt sie über eine Reise nach Japan nach. Sie schreibt, seit sie zwölf Jahre alt ist.

Inhalt

Prolog: Camino de Santiago

30. Mai Saint-Jean-Pied-de-Port

31. Mai Roncesvalles

1. Juni Zubiri

2. Juni Zabaldika

3. Juni Cizur Menor

4. Juni Puente la Reina

5. Juni Villatuerta

6. Juni Los Arcos

7. Juni Viana

8. Juni Navarette

9. Juni Nájera

10. Juni Santo Domingo de la Calzada

11. Juni Belorado

12. Juni Agés

13. Juni Burgos

14. Juni Burgos

15. Juni Hornillos del Camino

16. Juni Castrojeriz

17. Juni Boadilla del Camino

18. Juni Carrión de los Condes

19. Juni Terradillos de los Templarios

20. Juni Sahagún

21. Juni El Burgo Ranero

22. Juni Mansilla de las Mulas
23. Juni León
24. Juni Villar de Mazarife
25. Juni Astorga
26. Juni Rabanal del Camino
27. Juni El Acebo
28. Juni Ponferrada
29. Juni Villafranca del Bierzo
30. Juni La Faba
1. Juli Triacastela
2. Juli Barbadelo
3. Juli Portomarín
4. Juli San Xulián do Camiño
5. Juli Arzúa
6. Juli Lavacolla
7. Juli Santiago de Compostela
8. Juli Santiago de Compostela
9. Juli Vilaserío
10. Juli Cée
11. Juli Finisterre
12. Juli Finisterre
13. Juli Finisterre
14. Juli Santiago de Compostela

Epilog(e)

Eins

Zwei

Drei

Vier

Fünf
Sechs
Sieben

Nach dem Camino

Prolog: Camino de Santiago

Wanderführer mögen es suggerieren, aber *den* Camino de Santiago gibt es nicht. Das liegt nicht allein an den unterschiedlichen physischen, psychischen, gesellschaftlichen oder motivationsbedingten Voraussetzungen, mit denen wir alle nach Santiago aufbrechen. Dem einen mag ein Knieleiden oder eine hervorragende Kondition den Takt vorgeben, den anderen der Ehrgeiz leiten, möglichst schnell voranzukommen oder weite Etappen zu gehen. Wieder andere haben schlichtweg keine Möglichkeit gehabt, lange genug Urlaub zu nehmen, um den ganzen Camino zu laufen. Andere bevorzugen das Fahrrad gegenüber dem Laufen.

Schon deswegen geht schlussendlich jeder seinen eigenen Camino.

In allererster Linie ist es jedoch dem Zufall geschuldet, dass es von Beginn an und mit jedem einzelnen weiteren Schritt eine unendliche Auswahl an Camino-Möglichkeiten gibt. Mit wem wir uns unterhalten oder nicht, wo wir schlafen oder nicht, wo wir rasten oder nicht, auf was wir uns spontan einlassen oder nicht – Hunderte von Möglichkeiten, den weiteren Camino vorzugeben, Tag für Tag, Nacht für Nacht. Ein Pilger, der es vorzieht, bis zum Ende allein zu bleiben, wird eine andere Erfahrung machen als jener, der Begleitung anzunehmen bereit ist. Wer nur Pilger trifft, die eine Sprache sprechen, der er nicht mächtig ist, wird andere Erfahrungen machen als jener, bei dem das nicht der Fall ist. Wer Ratschläge annimmt, macht andere Erfahrungen als jener, der das nicht tut.

Den einen Camino, der für alle Gültigkeit hat, kann es also nicht geben. Erst im Rückblick können wir alle jedoch feststellen, dass der Weg, den wir beschritten haben, ganz

eindeutig unser Weg war, der durch unsere individuelle Handschrift allein geprägt worden ist.

Und nicht einmal das ist vollumfänglich wahr. Unsere Handschrift, unsere Vorlieben und Eigenarten, sie selektierte zwar jene Gefährten, die mit uns gingen. Am Ende jedoch waren es diese Wegbegleiter, die den Camino, auf den man nach all den Wochen zurückschauen kann, ins Leben gerufen haben.

Wäre der Weg ohne sie oder mit anderen an ihrer Stelle schlechter gewesen? Nicht zwangsläufig. Fakt ist jedoch, dass er anders geworden wäre. Möglicherweise hätte er ein anderes Ende genommen, andere Gefühle injiziert, die immer noch nachschwingen. Möglicherweise wäre auch das ganze Vorhaben im Sande verlaufen, weil man sich gemeinschaftlich entschlossen hätte, statt der Mühsal einfach Urlaub zu machen. Bestimmt wäre die Wahrnehmung des Weges eine andere gewesen und mit ihr die Wertschätzung; ich schätze mich glücklich, dass ich meinen Camino im Nachhinein als vollumfänglich gelungenes Abenteuer betrachten kann.

Daran ändert nichts, dass dieser Camino erst einmal Farbe bekennen musste. Nach und nach hat er sämtlichen Zierrat und alle Farbe und Tünche abgelegt, in die ich ihn vorab zwangsläufig gehüllt hatte; ich hatte ihn stilisiert und perfektioniert und zum Allheilmittel für sämtliche Probleme erhoben.

Diesem Anspruch konnte er nie genügen. Diesem Anspruch musste er auch nie genügen. Der Kern nämlich, der am Ende zurückblieb und sich in all den Wochen immer deutlicher abzeichnete, war möglicherweise schlicht und unspektakulär; das Wesentliche muss nicht bunt und bombastisch sein. Nur weil wir für große Probleme große Lösungen erwarten, die dem angemessen scheinen, heißt das noch lange nicht, dass es diese Lösungen gibt.

Statt eines großen Paukenschlags präsentierte sich das Wesentliche, der eigentliche Camino, in kleinen, feinen

Details, die viel zu leicht Gefahr gelaufen wären, übersehen zu werden. Erst die Wahl der richtigen Weggefährten hat sie zu Tage gefördert und als das zu erkennen gegeben, was sie sind: kostbar. Wie wichtig ist es uns, als das genommen zu werden, was wir sind? Wie wichtig ist es uns, keiner Rolle gerecht werden zu müssen? Wie wichtig ist es uns, den Spiegel vorgehalten zu bekommen, ohne dass ein spottender Schalk ihn hält? Wie wichtig ist es, über sich selbst und andere nachzudenken? Wie wichtig ist es, Frieden und Glück zu finden – beides in einer erschütternden, weil kaum mehr gekannten Form zu erleben?

Erfüllte der Camino seinen Zweck, mir eindeutig aufzuzeigen, wohin mich mein Leben führen sollte? Natürlich nicht. Wie gesagt, das konnte er nicht. Stattdessen hat er das eine oder andere richtungsweisende Schild platziert. Geschwindigkeitsbegrenzungen aufgestellt, manchmal auch Straßensperrungen und gelegentlich Warnungen vor Fahrzeugkontrollen – hat manchen Tunnel zum Einsturz gebracht und damit den entsprechenden Tunnelblick beseitigt. Still und leise. Vor allem aber hat er bewiesen, dass es immer eine Wahl gibt. Immer eine Vielzahl an Möglichkeiten. Und dass es manchmal wichtig ist, einfach nur Vertrauen zu haben. In Gott oder eine Religion? Nein, nicht unbedingt. Oftmals ist es vollkommen ausreichend, sich selbst zu vertrauen, den Gefährten außerhalb des spanischen Caminos – und dem eigenen Weg.

Ich widerspreche also der Aussage, dass es eine allgemeingültige Definition des Camino de Santiago geben müsse. Das ist aber auch ganz und gar unnötig. Schlussendlich dient er uns; es ist *unser* Weg allein. Wochenlang haben schließlich Dutzende von Nationalitäten und Gesichtern, Gesprächen und Gedanken, Erlebnissen und Emotionen, Entscheidungen und Fakten darauf hingearbeitet, ihn zu genau dem zu machen.

Unabhängig davon, ob wir ihn zu Fuß gegangen sind oder mit dem Fahrrad, ob wir ihn gemocht oder gehasst haben,

ob wir ihn beendet oder abgebrochen haben, ob wir ihn gewürdigt oder abgetan haben – am Ende steht doch die Tatsache, dass er einzigartig war, besonders.

Und jeden Schritt wert, den wir darauf beschritten haben. Antoine de Saint-Exupéry schuf vor beinahe hundert Jahren ein wunderbares Credo: »Geh nicht nur grade Wege, geh Wege, die noch niemand ging, damit du Spuren hinterlässt und nicht nur Staub.« Für den einen, großen Camino de Santiago trifft das freilich nicht zu; wenn überhaupt ein Weg in Europa von Abertausenden von Spuren bedeckt ist, dann gilt das für diesen gut tausend Jahre alten Camino. Unser Camino jedoch, der erst Gestalt annehmen musste, war anfangs aller Unebenheiten und aller Widrigkeiten zum Trotz bar aller Spuren, die ihm Leben und Wert verleihen.

Danke euch allen, die mitgeholfen haben, diese Spuren zu hinterlassen! Der Camino verbindet uns über Nordspanien hinaus!

Etappen

Saint-Jean-Pied-de-Port // Roncesvalles // Zubiri // Zabaldika // Cizur Menor // Puente la Reina // Villatuerta // Los Arcos // Viana // Navarette // Nájera // Santo Domingo de la Calzada // Belorado // Agés // Burgos // Hornillos del Camino // Castrojeriz // Boadilla del Camino // Carrión de los Condes // Terradillos de los Templarios // Sahagún // El Burgo Ranero // Mansillas de las Mulas // León // Villar de Mazarife // Astorga // Rabanal del Camino // El Acebo // Ponferrada // Villafranca del Bierzo // La Faba // Triacastela // Barbadelo // Portomarín // San Xulián do Camiño // Arzúa // Lavacolla // Santiago de Compostela // Vilaserío // Cée // Finisterre

Nationalitäten

Belgien // Brasilien // China // Dänemark // Deutschland // Frankreich // England // Finnland // Griechenland // Irland // Italien // Japan // Kanada // Kroatien // Laos // Luxemburg // Neuseeland // Niederlande // Nordirland // Nordkorea // Österreich // Polen // Rumänien // Russland // Schweden // Schweiz // Slowakei // Slowenien // Spanien // Südafrika // Südkorea // Ungarn // USA

Poesie

Antoine de Saint-Exupéry (*Der kleine Prinz*)
Heinrich Heine (*Seltsam, im Nebel zu wandern*)
Hermann Hesse (*Bruder Tod*)

Protagonisten

Alice, Schweden
Der Camino, Spanien

Die Jakobsmuschel, das Maskottchen aus Esslingen
Antonie, USA
Hailey, England
Jacky, das Maskottchen aus Tamm
Mimi, Deutschland
Beth, USA
Sofia, Österreich
Bilke, Österreich

Soundtrack

America (*Man's Road*)
Blind Guardian (*Lord of the Rings*)
Die Toten Hosen (*Draußen vor der Tür, Paradies*)
Hammerfall (*At the End of the Rainbow*)
In Extremo (*Du und Ich, Vermiss dich, Wege ohne Namen*)
Louis Armstrong (*What a Wonderful World*)
The Hot Rats (*Die Moorsoldaten*)
Winnetou (*Filmmusik*)
Wolfgang Ambros (*Der Berg*)



30. Mai: Saint-Jean-Pied-de-Port (Herberge: Gite Azkorria - 6-Bett-Zimmer, okay)

»Und, was wiegt deiner?« (Antonie)

Eine Tagesreise war nötig, um den Rucksack, die Isomatte, das Kissen, zwei Talismane, jede Menge unnützen Ballast, eine gute Prise Vorfreude und Aufregung sowie mich zum Ausgangspunkt des Projekts zu bringen. Zwar war da auch eine gewisse bange Erwartung gegenüber der ersten Etappe: 25 Kilometer Passquerung, alles neu, der Rucksack wirklich schwer (14 Kilogramm). Andererseits:

Endlich geht es nach Süden. Aber ist die geographische Richtung wirklich das Entscheidende? Wichtig ist allein das Ende der Stagnation; ein Ziel zu haben. Und wenn man es selbst ist. (Tagebucheintrag)

Die erste dämmernde Erkenntnis jedoch, dass ich mich tatsächlich auf den Jakobsweg begeben würde, hatte sich schon am Bahnhof in Paris eingestellt: Pilger überall. Motivierte, aufgeregte Gesichter. Riesige Rucksäcke, der obligatorische Wanderstab aus unbequemem Naturholz – Warum tut man sich das an? – , Muscheln.

Man ›kennt sich‹; erkennt sich. Wird selbstverständlich angesprochen. Aber auf welcher Basis gründet diese ›Gemeinschaft‹ wirklich? Den größten Rucksack hab jedenfalls ich.

Der Anfangspunkt also: Saint-Jean-Pied-de-Port, auf der französischen Seite der Pyrenäen gelegen, ein malerisches, ein historisches Dörfchen. Herbergen im Überfluss,

Kilometerstand 797. Das alles sagte jedenfalls mein Reiseführer, der alsbald zu einem ganz persönlichen Guru werden sollte («Also, mein Buch sagt ...»). Und ja, malerisch war es wirklich. Vorausgesetzt, man war zu der psychologischen Glanzleistung imstande, die wimmelnden Massen von aufgeregten Frisch-Pilgern zu ignorieren – oder die Pilgerläden überall ... den plärrenden Kommerz. Dann, ja, architektonisch gesehen, war es wirklich schön. Wunderschöne Landschaft, sanft geschwungene Hügel und grüne Bergrücken, ein kleiner Bach, der sich rauschend einen Weg durch die Stadt bahnte ...

Saint-Jean-Pied-de-Port ist Hauptstadt der Region Basse Navarre im französischen Baskenland. Die Kleinstadt am Fuß des Passes von Roncesvalles ist die letzte Station der drei durch Frankreich verlaufenden Pilger Routen, bevor es über die Pyrenäen nach Spanien geht. Für den Einmarsch nach Spanien erschlossen Napoleons Truppen den strategisch günstigen Weg über den Lepoeder-Pass, heute bekannt als Route Napoléon. SJPDP wurde 1988 von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt. (Rother Wanderführer, aus dem auch die weiteren grau hinterlegten Info-Texte entnommen sind)

Hier war man also. Am Ausgangspunkt, voller Ehrgeiz und gewillt, die schönere der beiden Routen über die Berge zu nehmen – die Passquerung auf der Route Napoléon: länger, anstrengender, aber eben auch schöner. Plötzlich hatte man begonnen, ein Pilger zu sein. Dachte über Wegzehrung nach – über einen Schlafplatz – und über den Weg. Aber schon vor der Ankunft in Saint-Jean hatte mein mindestens so ehrgeiziges Ziel, allein zu wandern, ein abruptes Ende gefunden – in Bayonne hatte ich an der Bushaltestelle Antonie kennen gelernt. Das lief folgendermaßen ab: Ich hörte sie Französisch sprechen. Kramte also meine kläglichen Reste zusammen und fragte:

»Est-ce que le bus á Saint-Jean?«

Darauf sie: »Let's talk English if it suits you better.«

Ich, erleichtert: »Is this the bus to Saint-Jean?«

Sie: »Might be. As there are no signs ...«

Ich, vor mich hinmurmelnd: »Klar, schließlich sind wir in Frankreich.«

Sie: »Hey, dann können wir auch Deutsch sprechen!«

Ein typisches Camino-Phänomen übrigens, das sich da anbahnte. Weil man sich auf Französisch, später Spanisch oder eben auch Englisch ansprach und grüßte, waren manchmal einige Tage notwendig, um festzustellen, dass der vermeintliche Ausländer genauso deutsch ist wie man selbst.

Antonie jedenfalls war gebürtige Hamburgerin, die seit 35 Jahren in den USA lebt. Sie hatte schon lange geplant, den Camino zu gehen, es sich zum 60. gewünscht und bekommen - tja, da stand sie nun, aufgeregt und erfreut über die grüne Landschaft überall (sie kam aus Kalifornien); auf dem Rücken einen Rucksack, in dem sie ein Walross hätte transportieren können. Ihren Mann habe sie nicht überzeugen können, den ganzen Weg mit ihr zu gehen, aber er stoße in Astorga für die letzten Etappen dazu. Antonie war jedoch auch ohne ihren Angetrauten nie allein und hatte sich bereits im Zug einen französischen Verehrer angelacht (unfreiwillig): Denis (für unsere Ohren: Dönie). Dönie war den Weg schon gegangen und hatte einen Narren an Antonie gefressen, was außerordentlich praktisch war (anfangs), denn Dönie erwies sich als Retter in der Not. Als Antonie und ich nämlich im Bus saßen und über unsere Rucksäcke philosophierten - Und, was wiegt deiner? Auch? Ja, meiner ist auch so schwer. Aber da ist nichts, nichts, was ich weglassen könnte! Genau, alles ist vollkommen notwendig! - , kamen wir irgendwann auf die nicht ganz unerhebliche Frage zu sprechen, wo wir denn schlafen würden.

Angesichts der vermeintlichen Herbergenfülle hatte ich es nicht für nötig gehalten, ein Bett für die erste Nacht zu reservieren (was man in privaten Herbergen tun kann). In Anbetracht der schiereren Masse an Pilgern – es hatten nicht einmal alle in den ersten Bus gepasst – und der vorgerückten Stunde begann ich dann doch latent nervös zu werden.

Darum fragte ich mit möglichst unbekümmerter Stimme: »Und du, hast du reserviert ...?« (Dönie hatte.)

Antonie mit dämmernder Erkenntnis: »Hm, nein. Meinst du, ich hätte ...?«

Ich: »Na ja, ich frage mich, ob es nicht besser gewesen wäre. Ich hab nämlich auch nicht reserviert.«

Antonie, sichtlich erleichtert, nicht allein im Schlamassel zu stecken: »Du hast auch nicht reserviert? Dann schlafen wir wenigstens gemeinsam auf der Straße!«

Aber Dönie hätte niemals geduldet, dass seiner geschätzten Antonie Ungemach widerfährt (und damit mir als ihrer Begleiterin). Heldenhaft hat er in seiner Herberge zwei Betten für uns erkämpft, was Antonie zu der Bemerkung verleitete, er sei ihr »chevalier«, worauf wiederum er von sich nur noch in der dritten Person als »le chevalier« sprach.

Wir schliefen also nicht auf der Straße. Dafür bezahlten wir aber wesentlich mehr, als geplant gewesen war, und dass wir den Raum mit nur drei anderen Pilgern teilten, die nicht schnarchten, hat wenigstens mich auf Tage hinaus mit einem völlig falschen, trügerischen Bild idyllischer Schlafsituationen verdorben.

Vor dem Schlafen – Bedürfnis 1 – galt es jedoch noch, Ordnung in den Rucksack zu bringen – Bedürfnis 2 – , um morgens möglichst zügig aufbrechen zu können, zuvor aber noch essen zu gehen – Bedürfnis 3. Dass wir Letzteres so lange taten, dass wir beinahe ausgesperrt worden wären und unseren heroisch erfochtenen Schlafplatz verloren hätten, ist eine andere Geschichte (Sperrstunden in den

Herbergen). Quasi auf den letzten Drücker schlüpfen wir in unsere Herberge und beschloßen, sehr früh aufzubrechen, bevor all die Massen das ebenfalls tun - also um 7 Uhr. Antonie hatte nämlich Zweifel geäußert, ob sie es schaffen würde, diese Etappe zu laufen, und gefragt, ob wir nicht wenigstens diesen ersten Tag gemeinsam laufen könnten. Klar konnten wir; erstens wollte ich ihr den Wunsch nicht abschlagen, zweitens war ich selbst nicht unglücklich darüber, den ersten Tag nicht alleine durchleben zu müssen.

Um 7 Uhr am nächsten Tag haben wir dann festgestellt, dass das nicht früh ist; streng genommen waren wir sogar unter den Letzten. Auch eine Möglichkeit, den Massen zu entgehen.



31. Mai: Weg nach Roncesvalles

(Herberge: Albergue de la Colegiata, historischer Schlafsaal, groß, aber super Schnarchakustik und uralte; toll)

»Wir dagegen ... wir spinnen.« (Antonie)

Der erste wirkliche Camino-Tag begann mit einigen Wolken und der bange Frage, ob wir die Passquerung bleiben lassen sollten, weil es bei schlechtem Wetter zu gefährlich sei; wir entschieden uns aber doch dafür und vertrauten auf Petrus (an dieser Stelle noch; später galt das Vertrauen >dem Camino< allein). Im horrenden Preis unserer Herberge inbegriffen war ein Frühstück, das ich schon bald nicht mehr sehen konnte: Toast, Kaffee, Marmelade, Butter. Auch Dönie war da und erzählte uns, dass er es für klüger halte, den Pass zu meiden – es werde Regen geben. Ich allerdings dachte nicht daran, selbiges zu tun, und Antonie, die sich mich ja quasi als Schutzpatronin erkoren hatte, sah das zwangsläufig ähnlich. Dönie derweil einen schönen Tag gewünscht und mich von den zwei Schwaben, die mir seit Stuttgart gefolgt waren, verabschiedet – nach Roncesvalles habe ich sie dann auch nicht mehr gesehen. Die beiden hatten sich am Pariser Bahnhof an meine Fersen gehängt, um ohne Französischkenntnisse die richtige U-Bahn zu finden – ich hätte so kompetent und sicher gewirkt, als wüsste ich genau, was zu tun sei. Wie sie diesen Eindruck über die Tatsache hinweggerettet haben, dass ich gefühlte zwanzigmal am Pariser Bahnhof von A nach B und wieder nach A gerannt bin, kann ich mir nicht erklären. Sind Schwaben besonders gutgläubig?

Im Garten der Herberge frönten wir noch dem überall gehörten und gelesenen Credo, dass man niemals genug Trinkwasser mit sich führen könne, haben unsere Flaschen

bzw. Wasserbeutel noch einmal gefüllt und sind frohen Mutes losmarschiert.

Da wir sehr spät aufgebrochen sind, waren wir quasi allein. Der Morgen klarte auf, die Luft war gut, und der Rucksack, so unser erster Eindruck, doch nicht ganz so schwer, wie es zuerst den Anschein gehabt hatte. Wir waren aufgeregt, wir haben uns gefreut, und wir waren guter Dinge.

Den ersten Dämpfer erhielten wir etwa 500 Meter von der Herberge entfernt, denn es ging stetig und steil bergauf, und plötzlich war es da, das Gewicht des Rucksacks ... drückte auf die Schultern, lastete auf den Beinen und Hüften. Aber nein, in Anbetracht der Tatsache, wieviel wir da drin transportierten, war er immer noch leicht! Leicht, genau! Manche Dinge muss man nur oft genug wiederholen, bis sie Realität werden!

Der Weg zog sich über sanfte Berghänge und bot, als die Sonne durchbrach, einen fantastischen Blick auf die Pyrenäen. All das - zusammen mit der Tatsache, endlich gen Westen zu marschieren, der frischen Luft, der Freude - machte die anhaltende Steigung lange sehr erträglich. Die schönsten Bilder, das ist einfach wahr, malt immer noch die Natur. Spiele von Schatten und Licht auf den Bergen, die Weite, der nahe Himmel ...

Geier gesehen. Berge, Weite, Himmel, schmerzende Füße und Schultern, nassgeschwitzt, aber ... es zählt nicht.

Wir passierten die Herberge von Orrison, etwa 10 Kilometer von Saint-Jean entfernt. Eine Unterkunft mitten im Nirgendwo quasi, auf der viele Halt machen, um die als anspruchsvollste geltende erste Etappe nicht in einem Rutsch machen zu müssen. Im Nachhinein, soviel steht fest, habe ich den Gedanken durchaus verstanden. Alice beispielsweise schlief dort, Sofia wollte, musste aber, weil ihr Gepäck verloren ging, den Schlafplatz an Zelda abtreten

... aber das greift dem Geschehen voraus. An dem Tag jedenfalls kam das für uns nicht infrage; jedenfalls nicht für mich. Antonie hätte das vielleicht anders gesehen, wenn wir drüber gesprochen hätten, denn sie war das Wandern in den Bergen nicht gewöhnt und quälte sich sehr.

Unser erster relevanter Halt war die Vierge de Biakorri, eine Marienstatue an einer exponierten Stelle irgendwo unterhalb des Passes. Wer sie aufgestellt hat, wann oder warum – keine Ahnung. Tatsache ist, dass sie ihre Wirkung nicht verfehlte; jene zart-pastellfarbene Marienstatue, die so verzückt lächelt und ihr Baby hält, während hinter ihr der Berg steil abfällt und Geier den Wind reiten ... Am beeindruckendsten, schätze ich, waren die Weite und Tiefe, die mit dieser Maria spielten. Zum ersten Mal sah ich auch Blumen und Fotos, die abgelegt worden waren, ohne mir indes sonderlich viele Gedanken darum zu machen. Menschen legen immer Dinge ab; das scheint in unserer Natur zu liegen.

Von weitem kaum zu erkennen steht die kleine Marienstatue der Vierge de Biakorri (auch d'Orrison genannt) auf der schroffen Felsformation schräg links vom Weg. Ganz in der Nähe befand sich im Mittelalter ein Pilgerhospital. Der Weg durchquert hier ein weites Weideland. Schafe, Pferde, Ziegen und Rinder bewegen sich frei.

Während wir also da saßen und Pause machten, beobachteten wir Pilger, die ihre Rucksäcke in Autos verluden und offensichtlich ans Endziel fahren ließen. An diesem Tag, Tag 1, war das ein vollkommen unverständliches Verhalten für uns. Ein wahrer Pilger schickt sein Gepäck nicht voraus! Er *trägt* es, er trägt *alles!* Wenngleich, das muss gestanden werden, ein gewisser Neid doch mitschwang. Wie sagte noch Antonie so schön:

»Ja, ihr da drüben, ihr habt alles fahren lassen! Wir dagegen ... wir spinnen.«

Die Zahl der Pilger reduzierte sich drastisch nach der Marienstatue. Als sich der Weg scheinbar endlos weit über Bergrücken zog, vorbei an wild grasenden Pferden und Rindern, beobachtet von Gänsegeiern, geduckt unter zunehmend dichteren und dräuenden Wolken, umweht von einem doch sehr kalten, schneidenden Wind, wurde der Rucksack schwerer und schwerer, zumal der Pass partout nicht in Sicht kommen wollte. Irgendwann liefen wir allein unter diesem dramatischen Himmel, plagten uns bergauf und hofften auf den Pass oder ein Wunder, mittels dessen der Rucksack an Gewicht verlieren möge.

Schlussendlich haben wir ihn verpasst - den Pass. Irgendwann gab es keine französischen Markierungen mehr (gelbweiße Striche), sondern den gelben Pfeil; da waren wir demnach schon in Spanien (Navarra). An einer Stele, die behauptete, es seien nur noch 756 Kilometer bis Santiago, was, laut meinem Buch, definitiv nicht sein konnte, blühten wir auf - erstens, weil wir den Pass unbemerkt hinter uns gelassen hatten, und zweitens, weil wir der Meinung waren, dass es nun nicht mehr so weit bis zum Kloster Roncesvalles sein konnte, wo wir schlafen würden. Dann passierten wir den Rolandsbrunnen, eine Referenz auf das Rolandslied, der recht unspektakulär war, stellten fest, dass es doch zu regnen anfangen würde, kramten unsere Capes heraus und fochten einen schweren Kampf, diese sinnbringend über unsere Rucksäcke und uns zu stülpen. Im Regen begann dann der Abstieg gen Kloster.

Auf dem Weg nach Roncesvalles fand im Jahr 778 die Schlacht statt, auf der das im 12. Jahrhundert entstandene Rolandslied basiert. Nach seinem missglückten Feldzug gegen die Mauren in Zaragoza zog sich das Heer Karls des Großen aus Spanien zurück. Am Pass wurde die vom Ritter Roland angeführte Nachhut von einem baskischen Heer

angegriffen, um die Zerstörung Pamplonas durch die Franken zu rächen. Roland und etliche weitere Ritter starben dabei. In der späteren Heldensaga werden die baskischen Angreifer zu Mauren, Roland zum tapferen Helden und Karl der Große zum Retter der Christenheit stilisiert – eine Version, die gut in das Weltbild des christlichen, gegen die maurischen Herrscher kämpfenden Spaniens passte.

Plötzlich gab es Nebel, schwammige Böden und Morast, der knöcheltief war und das Laufen merkwürdig weich machte ... und tiefe, bodenlose Pfützen, denen es auszuweichen galt. Darunter litt ein wenig unsere Euphorie, denn wir wurden heruntergebremst, der Rucksack lastete mittlerweile tonnenschwer und schmerzhaft auf den Schultern, die Füße taten weh. Aber, das war unser Glauben und unsere Hoffnung, der Weg konnte ja so weit nicht mehr sein. Weit gefehlt, freilich.

Irgendwo in Regen und Nebel und kaltem Wind passierten wir eine Schutzhütte, die eigens für die schnöden Pilger aufgestellt worden war, um im Falle des offenbar typischen schlechten Wetters Schutz zu finden und nicht ins Gras zu beißen. Wir wollten erst vorbei laufen, aber dann kam ein zahnloser, zerfranster Mann aus der Hütte und fragte nach Feuer ... das hatten wir freilich nicht. Trotzdem folgten wir ihm zu einer kurzen Pause ins Innere der Hütte. Antonie verschlang eine halbe Tüte Nüsse und diverse Riegel, weil sie vor lauter Hunger schon unter Übelkeit litt. Dort gestand sie mir auch, dass sie an einem Kreuz am Wegesrand bereits geweint hatte, weil sie einfach nicht mehr konnte und der Überzeugung gewesen war, dass diese ganze Camino-Idee ein riesengroßer Schwachsinn sei.

Diesen Punkt haben wir alle erwartet, zugegeben. Resignation und Hadern, Wut- und Tränenausbrüche; damit rechnet jeder. Dass er bei ihr aber schon am ersten Tag eintreten würde, kam unerwartet. Denkt man am ersten Tag

schon übers Aufgeben nach ...? Das stimmte mich - verbissen, wie ich bin und das Wort ›aufgeben‹ normalerweise nicht einmal in meinem Wortschatz dulde - , sehr nachdenklich.

Nun, wir setzten unseren Weg fort, um dem merkwürdigen zahnlosen Pilger aus dem Weg zu gehen. Und dieser Weg gestaltete sich rutschiger und morastiger, je weiter wir kamen. Auf einer steilen Etappe geriet Antonie dann ins Rutschen und fiel. Der Schreck war groß. Zwar hatte sie sich nicht verletzt, aber aufstehen konnte sie auf dem schlüpfrigen Grund, dem steilen Boden und mit dem schweren Rucksack auch nicht. Als ich versuchte, ihr aufzuhelfen und dabei kläglich scheiterte, wurde ich ein wenig nervös - und wir sahen beide ein, wie gut es gewesen war, dass sie nicht alleine gelaufen war ... obwohl ich ihr nicht helfen konnte.

Aber der Camino gibt dir, was du brauchst; eine Gruppe junger Engländer kam des Weges. Zwar bedurften sie einer ausführlichen Aufforderung, aber dann stand Antonie in Nullkommanichts wieder auf den jetzt sehr schmutzigen Füßen und war sich sicher, den Weg fortsetzen zu können. Damit sie aber besseren Halt haben würde - sie hatte nur einen Stock - , gab ihr einer der jungen Männer seinen eigenen und versicherte, es sei ausreichend, wenn er ihn in Roncesvalles zurückbekommen würde.

Und so setzten wir unseren Weg fort. Wir schleppten uns talwärts, die Füße taten weh, die Schultern brachten mich beinahe um, und der ganze Spaß ging schlagartig verloren. Als sich dann kurz vor Roncesvalles vermeintlich festes Erdreich unter meinem rechten Stiefel in eine knöcheltiefe Morastgrube transformierte, mein Fuß zentimeterdick verkrustet war, nachdem er *verdammt* tief eingesunken war, war ich einfach nur noch wütend und hätte, wenn ich dazu imstande gewesen wäre, den ganzen verfluchten Camino ums Eck gebracht. Stattdessen tröstete jedoch Antonie:

»Komm, hinter der dritten längeren Biegung ist das Kloster!«

Ich: »Gott sei Dank! Woher weißt du das?«

Antonie: »Hab ich nur so gesagt. Aber es hat dich aufgemuntert, oder?«

Dass ich sie an dieser Stelle hätte töten wollen, mag mir verziehen werden. (Alice hätte jedoch gesagt: »You shall not wish to kill your fellow pilgrims!«)

Schlussendlich erreichten wir das Kloster ohne Kollateralschäden, völlig verdreht und erschöpft, kurz vor 19 Uhr, aber wir hatten es geschafft. Wir schleppten uns mit Rucksäcken, die Tonnen wogen, zum Empfang, wurden dort von einem netten Hospitalero empfangen - und von Dönie. Er war lange vor uns angekommen, hatte stundenlang am Fenster gestanden und nach Antonie Ausschau gehalten, um sicher zu gehen, dass sie wohlbehalten ankommen würde. Der Hospitalero jedenfalls hat aus irgendeinem Grund einen Narren an mir gefressen und sich meinen Namen gemerkt, und er wurde nicht müde, mich zu betüiteln und zu umsorgen.

Die um 1130 gegründete Augustinerabtei von Roncesvalles entwickelte sich rasch zu einem wichtigen und viel gerühmten Etappenziel auf dem Pilgerweg. Neben geografischen Gründen dürfte dabei die Nähe zum Schauplatz der schillernden Rolandssaga eine bedeutende Rolle gespielt haben. Auch die im Kloster ausgegebenen üppigen Essensrationen erfreuten sich großer Beliebtheit. Das älteste Gebäude des Komplexes ist die Wallfahrtskapelle, angeblich von Karl dem Großen als Grab für die in der Schlacht am Pass gefallenen Ritter errichtet.

Vor der Nacht und dem verdienten Schlaf stand allerdings noch das Abendessen an - und eine weitere ungeliebte Erkenntnis. Das Pilgermenü nämlich, das es allenthalben gab, hatte als ersten Gang Nudeln - okay - , als zweiten

jedoch Forelle – gar nicht okay, nämlich komplett mit Kopf und Gräten. Selber filetieren, während mich mein Essen noch anschaut, verbietet sich von selbst. Mit dem Essen also würde ich, soviel war klar, unter Umständen Schwierigkeiten bekommen. Aber damit war die Liste der Erkenntnisse und Neuigkeiten noch nicht zu Ende. Das Laden des Handys wurde eine allenthalben zelebrierte Mission, und das Lokalisieren der wenigen Steckdosen in den Herbergen kristallisierte sich eindeutig als eine sehr ernstzunehmende Aufgabe heraus. Dann zeigte sich jedoch ein weiteres Problem. In Deutschland war ich zu geizig gewesen, mir ein schnell trocknendes Reisehandtuch zu kaufen, und als ich dann mit nassen Haaren und nassem Handtuch vom Duschen kam, begriff ich säuerlich: Dieses mein Handtuch wird nie – niemals – bis zum Morgen trocken. Soll ich ernsthaft ein nasses Handtuch in meinen Rucksack packen? Und wie um Himmels willen vermeide ich es bei dem grässlichen Wetter mit nassen Haaren, mir die Erkältung des Jahrhunderts zu holen – quasi gleich zu Beginn der Reise? Denn einen Föhn, so schlau war ich, hatte ich nicht eingepackt.

Durch dieses Malheur lernte ich allerdings Helga kennen.

Helga, eine Deutsche, erkannte mein Dilemma sofort, kramte wortlos in ihrem phänomenal großen Rucksack und reichte mir – einen Föhn. Sie sei schon einmal pilgern gewesen, und der Föhn sei der einzige Luxusgegenstand, den sie sich niemals nehmen lassen werde. So kamen wir ins Gespräch. Helga, 70, keiner anderen Sprache als Deutsch mächtig, hatte sich nach vielen Diskussionen gegenüber ihrem Mann durchgesetzt. Ihre letzte Pilgerreise musste sie nämlich wegen entzündeter Zehennagelbetten (zu enge Schuhe) abbrechen. Diesmal sei sie gekommen, um den Weg zu beenden, obwohl ihr Mann die Gefahren für viel zu groß gehalten habe. Letzteres, möchte man anmerken, durchaus verständlich. In Relation zu der gewaltigen Menge an Pilgern, die jedes Jahr nach Santiago

strömen, sterben zwar wenige – aber Fakt ist, manche sterben dennoch. Aber nein, hier war Helga, fest entschlossen, den Weg zu Ende zu gehen. Respekt also vor dieser Dame! Vor Antonie hatte ich ja schon meinen Hut gezogen – 60, Chapeau! Aber 60 ist nicht 70, und Antonie spricht nebenbei immerhin alle notwendigen Sprachen fließend.

Als ich Helgas Föhn – unnützer Ballast selbst in meinen Augen – betrachtete und an die letzten Stunden der Plackerei dachte, begriff ich, dass es irgendetwas geben musste, das ich nicht unbedingt in meinem Rucksack brauchte – irgendetwas, und wenn es nur 100 Gramm weniger Gewicht bedeuten würde. Nun – brauchte ich ein Reservedeo, noch dazu in einem Glasbehälter? Nein! Brauchte ich einen zweiten Block, falls meine Aufzeichnungen den ersten sprengen würden? Nein! Hopp und weg damit. Und siehe da, plötzlich nahm sich der vermaledeite Rucksack so *leicht* aus! (Dass ich mit meinem Problem ganz und gar nicht die erste war, bewies das Regal voller abgelegter Gegenstände, das es im Keller dieser Herberge – und in nahezu jeder anderen – gab.)

Am Ende stellte sich über aller Erschöpfung nicht nur die Frage, wie sich die Nachtruhe ausnehmen würde, nein, sie gewann an geradezu elementarer Bedeutung, denn wir waren wegen der großen Menge an Pilgern im historischen Schlafsaal untergebracht, und da standen 200 Betten ...

200 Betten und jeder Menge Möglichkeiten, dass der eine oder andere schnarcht! Alptraum ... oder auch nicht. Im Mittelalter wusste man nämlich clever zu bauen, so dass die Architektur tatsächlich das Schnarchen (das es gab) mehr oder weniger verpuffen ließ. Wirklich erstaunlich.

Erste Etappe also hinter mir – die schlimmste – , endlich ›en el camino‹. Luft, Berge, Geier, tolle Blicke, Hinauswachsen über sich selbst ... aber wenn ich erwartet hatte, ich könnte mir über mich klar werden – Fehlanzeige. Streng genommen

*dachte ich - nichts. Einerseits also Zufriedenheit,
andererseits ... andererseits nichts? Fehlt was?*



1. Juni: Weg nach Zubiri

(Herberge: Municipal, desolater Zustand, Duschen außerhalb des Gebäudes – lebensgefährlich, Katastrophe)

»You should really ask for another bed.« (Franzose)

Rigoros um sechs Uhr morgens ging das Licht an; schlagartig verwandelte sich der bislang so ruhige Schlafsaal in einen Hexenkessel. Auf viel zu engem Raum versuchte jeder seinen Rucksack zu packen und aufzubrechen, und all jene, die in den Stockbetten oben schliefen – ich beispielsweise – hatten sowieso das Nachsehen, weil sie nicht einmal die Möglichkeit hatten, sich dabei hinzusetzen.

Mich hat das Chaos recht schnell angekäst, und das habe ich Antonie mitgeteilt. Über unserem deutschen Dialog inmitten den internationalen Wirrwarrs spitzte das erste Mitglied meiner Camino-Familie die Ohren: Vertraute Klänge vernahm es da! Sofia, Österreicherin, Mitte 40, aber mit dem beneidenswerten Aussehen einer 35jährigen, sprach Antonie an und war sichtlich froh über vertraute Worte, wo doch ihr Englisch nach eigener Auskunft eher schlecht ist. Kurzerhand beschlossen wir, gemeinsam frühstücken zu gehen.

Ehrlich gesagt: Zuerst hat mich das gewurmt, weil ich eigentlich niemand bin (war), der spontanes Dazustoßen schätzt. Dann aber sagte ich mir: Hey, das ist der Camino, das ist okay, und da wir nachher sowieso getrennter Wege gehen und allein laufen ... Also gingen wir zu dritt frühstücken, und, Überraschung: Ich mochte Sofias Humor und Art unheimlich gern. In der Annahme, dass wir uns höchstens zufällig wiedersehen würden, gab's noch ein Foto, und dann brachen wir alle auf. Dass Sofia an diesem Tag